

Keine Heimat

FILM „Jugofilm“, ein Familienmelodram von Goran Rebić, erzählt vom jugoslawischen Bürgerkrieg in Wien.

DREHLI ROBNIK

Der Maradona hat Jugoslawien auf dem Gewissen“, sagt ein Wiener zu seinem serbischen Arbeitskollegen: Hätte der Argentinier damals bei der Fußball-WM der jugoslawischen Elf kein Tor geschossen, dann wäre sie vielleicht Weltmeister geworden und es gäbe ihren multiethnischen Staat noch. Dieser wein selige Erklärungsversuch ist die einzige witzige Stelle im schwermütig bis tieftaurig gestimmten „Jugofilm“ und der einzige Moment, in dem jemandem Schuld am jugoslawischen Bürgerkrieg gegeben wird – in einer Weise, die solche Zuweisungen diskreditiert.

Die erste Spielfilmarbeit des 29-jährigen, aus Serbien gebürtigen Wieners Goran Rebić zeigt den Balkan-Krieg (bis auf eine Rückblende) aus der Ferne, also ganz in der Nähe: Wien, in den Jahren 1991/92. Um den Krieg geht es insofern, als er auch in einem nur halbwegs sicheren Drittland Kämpfe und Verletzungen hervorruft. (Schon in „Am Rande der Welt“, einem Dokumentarfilm über Georgien, hat sich Rebić 1992 weniger einem Bürgerkrieg zugewandt als den Empfindungen, die er auslöst.) Der ältere Sohn einer serbischen Gastarbei-

terfamilie, gespielt vom Georgier Merab Ninidze, kehrt nach einjähriger Zwangsverpflichtung in der jugoslawischen Bundesarmee nach Wien zurück. Es heißt, er sei an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen. Die Beziehung zu seinem langjährigen kroatischen Freund leidet darunter, daß ihre Väter neuerdings verfeindet sind, und seiner bosnischen Lebensgefährtin begegnet der Familienpatriarch (Ljubisa

Samardzic, einst Heldendarsteller in Partisanenfilmen) mit zunehmender Ablehnung. Der Sohn schweigt sich aus und nimmt seinen alten Job als Tierpfleger im Haus des Meeres wieder auf.

Letzteres logiert bekanntlich in einem der Flakbunker, die Wien ebenso wenig los wird wie manch andere Hinterlassenschaft der NS-Zeit, und wie so vieles in „Jugofilm“ ist das Gebäude Teil zweier Welten: Arbeitsplatz und stadtbildhaftes Monument für die Dauerhaftigkeit von Kriegsspuren (dessen unvermitteltes Auftauchen im Film irritierend wirkt), zugleich auch ein metaphorischer, von der Psychologie der Figur durchdrungener Raum. Im Blaulicht der Aquarien streichelt der junge Mann versonnen Meerestiere, die fern ihrer Heimat und nach Ar-

ten voneinander getrennt leben; schwindelerregende Fahrten zeigen, wie er, hoch über Wien, dem Leben entrückt, auf dem Ohrwaschl des Bunkers sitzt und hinunterschaut.

Von den ersten Einstellungen an – Kinder in Jugoslawien anno 1960, arrangiert zum Idyll eines Gruppenfotos, das im Zusammenhang mit der Kriegsvorgangeneit des Sohnes später traumatische Bedeutung erhält – verläuft „Jugofilm“ im Zeichen der Melancholie über einen unauslöschlichen Verlust. Andi Hallers fragile Musik, der von Rebić gesprochene Off-Kommentar des jüngeren Sohnes und der ornamental anmutende, unvorhersehbare Wechsel der Dialoge zwischen Serbokroatisch und Deutsch versetzen das Melodram, über seine tragische Zuspitzung und die realistische Bodenhaftung des Milieus hinaus, in stimmungsbetonte Schwebestände. Wenn in diese noch stilgewaltig die Bildwelten sehnsuchtsvoller Träume eindringen, wirkt das fast redundant.

Im Rahmen von Rebićs Filmarbeit jedoch scheint die Flucht aus bürgerkriegsbedingter Zerrissenheit ins Traumhafte konsequent zu sein: Als Darsteller in Florian Flickers Negativutopie „Halbe Welt“ spielte er 1993 einen Mann im Untergrund, der dem finsteren Alltag in paradiesische VR-Halluzinationen entrinnt, und „Am Rande der Welt“ endete mit einem georgischen Fernsehastrologen, der seinem Publikum kosmischen Frieden wünscht. □



Sascha (Merab Ninidze) im „Jugofilm“ von Goran Rebić / Foto: Peter Brune

Ab Freitag, jeweils mit Untertiteln, auf Deutsch im Filmcasino, auf Serbokroatisch im Top.